



ULRIKE
SCHWEIKERT

LESE-
PROBE

DIE CHARITÉ

HOFFNUNG UND SCHICKSAL

ROMAN

rowohlt
POLARIS

DIE CHARITÉ –

ORT DES TÄGLICHEN KAMPFES UM LEBEN UND TOD, UM EINFLUSS UND MACHT

Berlin, 1831. Seit Wochen geht die Angst um, die Cholera könne Deutschland erreichen – und als auf einem Spreekahn ein Schiffer unter grauenvollen Schmerzen stirbt, nimmt das Schicksal seinen Lauf. In der Charité versuchen Professor Dieffenbach und seine Kollegen fieberhaft, Überträger und Heilmittel auszumachen: ein Wettlauf gegen die Zeit. Während die Ärzte um das Überleben von Hunderttausenden kämpfen, führen drei Frauen ihren ganz persönlichen Kampf:

Gräfin Ludovica, gefangen in der Ehe mit einem Hypochonder, findet Trost und Kraft in den Gesprächen mit Arzt Dieffenbach. Hebamme Martha versucht, ihrem Sohn eine bessere Zukunft zu bieten, und verdingt sich im Totenhaus der Charité. Die junge Diakonisse Elisabeth entdeckt die Liebe zur Medizin und – verbotenerweise – zu einem jungen Arzt ...

**Ein Stück Geschichte, ein Campus im Herzen Berlins:
Die Charité ist das wohl berühmteste Krankenhaus
Deutschlands.**

Ein wenig mulmig fühlte sich Elisabeth schon, als sie das Tor durchschritt und auf den großen, dreiflügeligen Bau zuging, der ihr von nun an Arbeitsstätte und Heim sein sollte.

Sie waren zu dritt, die heute ihren Dienst als Krankenschwäger beginnen würden. Elisabeth, Linda und Joseph. Elisabeth war mit ihren neunzehn Jahren die Jüngste der drei. Linda war ein paar Jahre älter, und Joseph, ein Witwer, ging auf die vierzig zu. Nachdem er seine Arbeit in der Druckerei verloren hatte und dann auch noch sein einziger Sohn an der Halsbräune oder Diphtherie, wie die feinen Ärzte es nannten, gestorben war, blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Arbeit anzunehmen, um nicht als Bettler auf der Straße zu enden.

Eine kleine Gruppe kam ihnen entgegen und ließ Joseph verstummen. Sie alle trugen die gleiche graublaue Kleidung. Die Männer Kittel über Hosen aus dem glei-

chen Material, die Frauen bis zu den Knöcheln reichende Kleider, die aber ebenso formlos und verwaschen aussahen.

«Kommt mit, man wartet schon auf euch», sagte eine der Wärterinnen.

Unter dem Eingang erwartete sie Generalstabsarzt von Wiebel, der sich den neuen Wärtern vorstellte und sie mit ernster Miene begrüßte. Ein Stück abseits standen drei junge Männer in schmucken Uniformen, die die Neuankömmlinge ungeniert musterten.

Eine Frau im gleichen graublauen Kleid wie die anderen Wärterinnen, die allerdings eine frische weiße Schürze umgebunden hatte, reichte dem Stabsarzt ein Brett, auf dem ein Blatt Papier befestigt war. Ein Mann, der ähnlich wie die Wärter gekleidet war, stand mit einem weiteren Arzt im Hintergrund.

«Joseph Müller, Elisabeth Bergmann und Linda Schmiederer», las der Stabsarzt vor.

Sie traten einer nach dem anderen vor und reichten dem Arzt die Hand.

Als Linda vortrat, hörte Elisabeth die jungen Männer hinter sich kichern. «Was für eine Frau. Ein Albtraum! Die erschreckt die Kranken ja zu Tode, wenn sie zur Tür reinkommt.»

Zorn stieg in Elisabeth hoch. Ja, Linda war ganz sicher nicht hübsch oder auch nur ansehnlich zu nennen. Sie war klein und dick, und ihr rotwangiges Gesicht wurde von Pockennarben entstellt, aber das gab diesen jungen Schnöseln nicht das Recht, so über sie zu reden!

«Die andere sieht dagegen ganz knusprig aus», antwortete ein anderer. «Die würde ich nicht aus meinem Bett schubsen.»

Nun wandte sich Elisabeth um und sah die drei jungen Männer scharf an. Sie wusste nicht, welcher von ihnen gesprochen hatte. Der mittlere hatte wenigstens den Anstand zu erröten.

Er war groß und blond und hatte die tiefblauen Augen, die sie je gesehen hatte. Er starrte zurück, dann senkte er den Blick. Elisabeth sah die beiden anderen streng an, die erneut leise kicherten, ehe ihr Blick noch einmal zu dem schönen Gesicht mit den blauen Augen zurückkehrte.

Auch der Stabsarzt richtete seine Aufmerksamkeit auf die jungen Männer in ihren blau-roten Uniformen. Er winkte den mittleren zu sich.

«Heydecker, ich weiß, dass Sie bei den klinischen Übungen schon an manchem Krankenbett der Charité gestanden haben, aber in gewisser Weise ist das heute

auch Ihr erster Tag. Also werden Sie sich den neuen Wärtern bei einem Rundgang anschließen. Professor Wolff von der Inneren wird Sie durch alle Abteilungen führen. Dann wird man Ihnen Ihre Zimmer zuweisen.»

Dann stellte er noch das Ehepaar Rother vor, das als Hauseltern in der Charité lebte und die Befehlsgewalt über alle Wärterinnen und Wärter hatte.

«Lassen Sie Ihre Taschen hier in der Halle», sagte die Hausmutter barsch. «Sie können Ihre Sachen später in Ihre Kammer hinaufbringen.»

Elisabeth versuchte, sich nicht einschüchtern zu lassen, sondern wandte sich dem Arzt zu, der an von Wiebels Seite trat. Auch er trug Uniform.

«Mein Name ist Professor Eduard Wolff. Ich leite die Deutsche Klinik, wie hier alle die Innere Abteilung der Charité nennen, weil ich meine Vorlesungen in Deutsch halte.» Sein Blick richtete sich auf die jungen Männer. «Da die meisten meiner Pépins kein Latein gelernt haben.» Dann forderte er die Gruppe auf, ihm zu folgen, die langen, düsteren Gänge entlang. «Dort hinten am Ende des Südostflügels befinden sich die beiden Krankensäle der Inneren Abteilung der Universität, mit denen Sie nichts zu tun haben werden. Kollege Bartels hält

seinen Unterricht übrigens stets in Latein, weshalb wir sie die Lateinische Klinik nennen.»

Professor Wolff führte die beiden neuen Wärterinnen, den Wärter und den jungen Subchirurgen Heydecker zu seinen Krankensälen, in denen die Patienten mit fiebrigen Krankheiten, Atembeschwerden und Geschwüren aller Art lagen. Das Hausmeisterehepaar folgte ihnen mit einigem Abstand.

Weiter ging es in die Chirurgie, die Rust und Dieffenbach betreuten, daneben lagen die Patienten mit Augenkrankheiten von Professor Jüngken.

Elisabeth fiel auf, dass die Betten eng gedrängt nebeneinanderstanden, doch immerhin schien jeder Patient ein eigenes Bett zu haben. Sie waren alle mit den gleichen hellgrauen Laken und Bezügen bedeckt, und auch die Patienten steckten in grauen Kitteln, die die Charité ihnen gab.

«Alle eigenen Kleider und Gegenstände müssen abgegeben werden und werden bis zur Entlassung von Inspektor Hansmann verwahrt», betonte die Hausmutter. «Sehen Sie sich vor. Die Patienten sind um Täuschungen nicht verlegen, um die unmöglichsten Dinge hereinzuschmuggeln!»

Elisabeth ließ den Blick schweifen. Sosehr sich offen-

sichtlich Mühe gegeben wurde, Ordnung und Sauberkeit in den Krankensälen zu halten, so schrecklich war der Gestank. Sie hatte bisher nirgends Bäder entdeckt. An diesen letzten heißen Augusttagen stank es in allen Sälen nach Schweiß und Exkrementen. In der Chirurgischen Abteilung kam ein unerträglicher Dunst aus Eiter und faulendem Fleisch hinzu, der einem den Atem nahm.

Elisabeth beobachtete, wie einer der Assistenzärzte einen Verband vom Bein eines Patienten löste. Der Gestank erhob sich wie eine Wolke von der gelb verfärbten Wunde, deren Ränder eine schwärzliche Farbe angenommen hatten. Ein Wärter reichte dem Doktor Wasser, mit dem er die Wunde auswusch, ehe er sie neu verband. Ein Schwarm Fliegen erhob sich aus einem der Eimer, in die die Patienten ihre Notdurft verrichteten, und ließ sich auf dem mit Eiter durchtränkten Verband nieder.

In diesem Moment betrat eine Frau den Saal und schwenkte einen Topf, aus dem aromatischer Rauch aufstieg.

«Der Rauch reinigt die Luft vom Gift der Krankheiten, die von den Körpern als eine Art Miasma aufsteigen», erklärte Professor Wolff. «Wir wollen verhindern, dass es von einem Patienten zum anderen gelangt und weitere

Krankheiten oder gar den gefürchteten Wundbrand hervorruft. Die Räucherfrau geht täglich durch alle Säle.»

Sie besichtigten noch den Operationssaal, in dessen Mitte ein großer Tisch stand und dessen Rückenteil und Beinteile in verschiedenen Lagen fixiert werden konnten. Daneben stand ein Wagen mit diversen Instrumenten, die die Phantasie eines empfindsamen Wesens in Schrecken versetzen konnten. Im Halbrund erhoben sich einige Sitzreihen, von denen aus angehende Ärzte oder Kollegen einer Operation zusehen konnten.

Elisabeth überlief ein Schauder. Die Vorstellung, vor so vielen Leuten auf diesem Tisch festgehalten zu werden, während der Chirurg mit einem scharfen Messer ins Fleisch schnitt oder gar mit einer Säge ein Bein abtrennte, verursachte ihr Übelkeit. Sie war sich nicht sicher, ob sie hoffen sollte, bei Operationen anwesend sein zu dürfen. Andererseits verspürte sie ein Kribbeln der Aufregung und vielleicht auch unangebrachte Neugier.

«Im Wachzimmer hier nebenan werden die, die eine Operation überstanden haben, versorgt und überwacht, bis sie in ihren Krankensaal zurückverlegt werden», erklärte Professor Wolff. «Hierher verlegen wir aber auch die Sterbenden, für die wir nichts mehr tun können – außer abzuwarten, bis ihr Leiden endgültig vorbei ist.»

Er trat ein und wandte sich an einen Mann im Gewand der Wärter. «Wen haben Sie da, Camille?», erkundigte sich Professor Wolff mit einem Stirnrunzeln und zeigte auf ein Bett, in dem eine Gestalt unter dem Laken zu erahnen war.

Der Wärter hob die Schultern. «Ein Landstreicher vermutlich. Ist heute in den frühen Morgenstunden reingekommen, aber wir wussten nicht, in welchen Saal wir ihn legen sollten. Der Nachtpförtner wollte es nicht entscheiden, und Inspektor Hansmann war noch nicht da.»

«Hat noch keiner der Ärzte ihn begutachtet?»

Camille schüttelte den Kopf. «Die meisten Herren Doktoren sind noch in der Stadt mit ihren eigenen Patienten beschäftigt. Sie kommen vielleicht am Nachmittag. Ich denke, es könnte etwas für Ihre Abteilung sein, Professor Wolff.» Der Wärter trat ans Bett und schlug die Decke zurück. «Oh!» Mit einem Ausruf wich Camille zurück.

Professor Wolff beugte sich über den Mann und tastete nach seinem Hals. «Er ist tot, Camille!», rief er dann, was Elisabeth selbst aus dieser Entfernung sehen konnte. Die Haut war so bleich, dass man keinen einzigen Tropfen Blut mehr in diesem Leib vermutete.

Wolff starrte den Leichnam an. «Laufen Sie, Camille.

Holen Sie Professor Rust und Dr. Dieffenbach, wenn einer der Herren schon im Haus ist.»

Elisabeth spürte, wie ein Ärmel sie streifte. Sie sah an der blauen Uniformjacke hinauf zu dem jungen Militärchirurgen, der sich neugierig nach vorne schob.

«Noch ein Choleratoter», murmelte er.

Elisabeth sah ihn streng an. «In Berlin gibt es keine Cholera.»

Alexander Heydecker widersprach. «Doch, seit gestern Nacht gibt es sie. Das werden Professor Rust und Dr. Dieffenbach bestätigen. Und auch, dass dieser Mann ebenfalls an der Cholera gestorben ist.»

Elisabeths Neugierde war geweckt. Woher konnte ausgerechnet dieser junge Subchirurg das wissen, wenn nicht einmal der Leiter der Inneren Abteilung davon erfahren hatte? Sie hätte ihn gerne gefragt, traute sich aber nicht, ihn anzusprechen. Es wunderte sie sowieso, dass sich der Professor überhaupt die Mühe machte, die Neuen durchs Haus zu führen. Sie waren nur Wärter, die weit unter den Ärzten standen.

Professor Wolff drängte die Neuankömmlinge aus dem Raum. «Kommen Sie. Gehen wir nach oben.»

Im Treppenhaus trafen sie auf zwei Ärzte, die beide wichtig aussahen, fand Elisabeth. Vielleicht lag es an

ihrer geraden Haltung oder ihrem ernsten Gesichtsausdruck. Der eine trug einen blauen Uniformrock mit den langen Schößen und den goldenen Knöpfen, der andere war in Zivil. Als sich Professor Wolff mit seiner Gruppe näherte, unterbrachen sie ihre Unterhaltung und sahen den Chirurgen fragend an.

«Ich führe unseren Subchirurgen Heydecker und die neuen Wärter durchs Haus», erklärte er bereitwillig und stellte dann den Neuen den Direktor der Charité vor. «Direktor Karl Alexander Kluge war wie Sie, Heydecker, einst ein Pépin und ist heute nicht nur Leiter der Abteilung für Syphilis- und Krätze Kranke und unserer Gebärstation. Er ist der erste Arzt der ganzen Charité.»

Elisabeth betrachtete ihn neugierig. Er war ein großer Mann um die fünfzig mit einem ovalen Gesicht und hellbraunem Haar. Wangen und Kinn waren sorgsam rasiert, sein Gesichtsausdruck war offen und freundlich. Im Gegensatz zu manch anderem heute bedachte er alle mit einem Lächeln. Der Mann an seiner Seite war kleiner und schmaler, hatte eine hohe Stirn und dünnes Haar, obgleich er vermutlich erst Mitte dreißig war. Er war ebenfalls glatt rasiert. Seine Augen waren von einem hellen Grau, doch sein Blick hatte eine gewisse Schärfe, die in die Tiefe der Seele zu dringen schien.

«Gestatten: Professor Dr. Karl Wilhelm Ideler, Leiter der Psychiatrischen Abteilung, oder Irrenanstalt, wie die meisten sie nennen», nahm er Professor Wolff die Vorstellung ab.

«Zu Ihnen wollten wir gerade», sagte Wolff. «Ich denke, Wärterin Elisabeth und Wärterin Linda werden bei Ihnen oder in Direktor Kluges Abteilung anfangen.»

Ideler lächelte nun auch. «Am besten, ich nehme Ihnen Ihre Truppe jetzt ab und bringe sie in den oberen Stock hoch, dann können Sie zu Ihren Patienten zurückkehren.»

Professor Wolff verabschiedete sich. Die anderen stiegen die Treppe zu den Sälen im zweiten Stock hinauf. Dr. Ideler zeigte ihnen den Saal mit den Melancholikern, die stumm und starr in ihren Betten lagen, den Raum mit Tobsüchtigen, die von zwei grimmig dreinschauenden Wärtern bewacht wurden, und einige kleine Zimmer, in denen sich zahlende Patienten kurieren lassen konnten. Dann übergab er die Gruppe Direktor Kluge, der sie im dritten Stock in den Saal mit krätzigen Weibern und einen Raum mit anderen Haut- oder Geschlechtskrankheiten führte. Dort saßen einige Frauen auf den Betten, am Boden oder auf Hockern und zupften die Fäden aus in Streifen gerissener Baumwolle und aus

Leinenstoffen. Ein großer Haufen alter Stoffe lag vor ihnen auf dem Boden, während die aufgerauten Fasern in Körben gesammelt wurden.

«Die Frauen zupfen Scharpie für unsere Wundverbände, die die Chirurgen nach ihren Operationen benötigen», erklärte Kluge. «Wir müssen sie beschäftigen, sonst gibt es hier Gezänk und Geschrei. Die Frauen vom großen Saal drüben lassen wir auch im Garten beim Jäten helfen, aber diese hier dürfen nicht hinaus.»

Die Frauen kicherten und stießen sich gegenseitig in die Seite. Einige obszöne Bemerkungen flogen hin und her. Eine schöne Frau mit langem schwarzem Haar warf den Kopf in den Nacken und lachte dröhnend.

Jetzt erst sah Elisabeth, dass einige der Frauen Ketten an ihren Fußknöcheln trugen, an denen schwere Holzklotze befestigt waren. Fragend sah sie den Arzt an.

«Einige Patientinnen sind aus den Zuchthäusern, andere haben hier in der Charité gegen Ordnung und Disziplin verstoßen. Sie alle kommen von der Straße, wo sie ihr Brot mit Diebereien oder Hurerei verdient haben.»

«He, Doktor», rief eine Frau mit strohig gelbem Haar. «Wir hab'n ehrlich unsre Schenkel verkauft! Und wenn das Essen nicht so mies wär und wir auch mal 'nen Schnaps kriegten, müsst'n wir uns nicht mit unsren Kör-

pern bei den Wärtern verdingen.» Sie zog ihren Kittel nach oben, bis er ihre Scham enthüllte. Und nicht nur das. Ihre Oberschenkel waren von eitrigen Geschwüren bedeckt. «Aber nicht einmal das wird uns erlaubt», fügte sie kichernd hinzu.

Elisabeth sah die vereiterten Krater – und schwankte zwischen Mitleid und Abscheu. Linda wandte sich mit Entsetzen ab, während Joseph mit weit aufgerissenen Augen auf die entblößten Schenkel starrte.

Der junge Heydecker machte ein paar schnelle Schritte auf die Frau zu und zog den Saum ihres Kittels über ihre Knie herunter. Sie feixte und lächelte ihn an, wobei sie ihr lückenhaftes Gebiss entblößte.

«Na, Sie sind ja mal ’n hübsches Schnittchen. Mit wem hab ich denn die Ehre?»

«Unterchirurg Heydecker», sagte er steif.

Sie lachte hell. «Ah, Sie sind einer von den süßen Pépins. Ich freu mich schon auf Sie!»

Elisabeth sah es ihm an, dass die Freude nicht auf Gegenseitigkeit beruhte, dennoch ließ der angehende Arzt keine Abscheu sehen. Eher Interesse.

Schließlich beendete Direktor Kluge die Visite und forderte alle zum Gehen auf. «Wir werden nun noch einen Blick in den Saal der Syphiliskranken werfen. Die

Quecksilberkur ist für alle Seiten unangenehm, doch bedenken Sie, es gibt bislang keine andere Therapie, um diese Geißel loszuwerden.»

Er führte sie noch ein Stockwerk höher bis unter das Dach und öffnete eine Tür, die nur außen eine Klinke hatte.

Hatte der Operationssaal Elisabeths Phantasie erschreckt, so brauchte man hier keine Vorstellungskraft, um zu erschrecken. Direktor Kluge musterte die neuen Wärter und den jungen Akademieabsolventen. Elisabeth versuchte, eine neutrale Miene zu wahren und nicht vor dem schrecklichen Gestank und den elenden Gestalten zurückzuschrecken.

«Gut, ich würde sagen, wenn Sie sich in Ihrer Kammer eingerichtet haben, dann melden Sie sich bei mir. Wärterin Elisabeth und Subchirurg Heydecker können gleich in meiner Abteilung anfangen. Wärterin Linda, Sie helfen bei den krätzigen Weibern und in der Gefangenenstube. Wärter Joseph, Sie melden sich bei Dr. Ideler.»

Kluge ließ den Blick über die Gesichter schweifen und klatschte in die Hände. «Gut, Hausmutter Rother wird Sie nun zu Ihren Kammern führen. Wir sind räumlich in der Charité leider schon wieder sehr beengt, obgleich die Flügel erst vor dreißig Jahren neu gebaut und um eine

Etage aufgestockt wurden. Auch sind die bedürftigen alten Hospitalier aus dem Erdgeschoss ins Neue Hospital an der Inselbrücke verlegt worden, so haben wir Platz für neue Krankensäle gewonnen. Dennoch benötigen wir mehr Räume. Zum Glück haben unser verehrter König Friedrich Wilhelm und seine Minister eingesehen, wie dringend Berlin ein größeres Krankenspital braucht. Die Bauarbeiten sind auf der Nordseite vor der Zollmauer bereits im Gange, und ich denke, dass unsere Abteilungen in wenigen Jahren dort bessere Bedingungen finden werden. Bis dahin müssen wir alle mit den Umständen auskommen, die sich uns bieten.»

Während sich Joseph und der junge Heydecker auf die Suche nach dem Hausvater machten, führte seine Frau die beiden Wärterinnen zu einer winzigen Kammer unterm Dach, in der vier Betten standen. Das kleine Dachfenster war geschlossen und sah so aus, als sei es schon länger nicht geöffnet worden. Eine kleine Truhe würde für die eigenen Habseligkeiten reichen müssen, aber viel hatte Elisabeth eh nicht mitgebracht. Immerhin war die Stube sauber, und zwei der Betten waren frisch bezogen. Vielleicht war es gut, wenn sie abends über die Eindrücke ihres Tages sprechen konnten und nicht alleine mit ihren Gedanken in einer Kammer lagen, sagte sie sich.

Eine Wärterin, groß und von kräftiger Gestalt, die sich als Christina vorstellte und ebenfalls in dieser Kammer schlief, brachte einen Stapel Schürzen und für jede von ihnen zwei der graublauen Charitékleider. Die weißen Schürzen würden sicher nicht lange so blütenrein bleiben, wenn sie erst einmal mit ihrer Arbeit begonnen hätten, vermutete Elisabeth.



ULRIKE SCHWEIKERT

arbeitete nach einer Banklehre als Wertpapierhändlerin, studierte Geologie und Journalismus. Seit ihrem fulminanten Romandebüt «Die Tochter des Salzsieders» ist sie eine der erfolgreichsten deutschen Autorinnen historischer – und seit «Erben der Nacht» auch phantastischer – Romane. Ihr Markenzeichen: faszinierende, lebensnahe Heldinnen. Ulrike Schweikert lebt und schreibt in der Nähe von Stuttgart.

STERNSTUNDEN DER MEDIZIN

ZEIT DER VERÄNDERUNG.
ZEIT DER HOFFNUNG.



496 Seiten Klappenbroschur | € 14,99 (D) / € 15,50 (A)